

KLV

Es war mir schon sehr peinlich, daß ich die Frage meines Vaters nicht beantworten konnte, was denn die Abkürzung KLV bedeute. Ein wacher Gymnasiast hätte ihm das glatt erklären können müssen. Schließlich ging es dabei um eine Institution, die das Überleben der deutschen Jugend sichern sollte. Ich fühle heute noch die Scham darüber, daß ich „Träne“ dieses Kürzel nicht sofort buchstabengetreu übersetzen konnte, obwohl es wirklich in aller Munde war und wir in der Schule oft genug darüber gesprochen hatten.

KLV hieß Kinderlandverschickung. Schon im zweiten Kriegsjahr waren einige Klassen der Zehnjährigen aus hannoverschen Schulen auf freiwilliger Basis nach Friedberg Friedec bei Mährisch Ostrau in die Tschechoslowakei evakuiert worden. Nach einem Jahr holte man sie wieder zurück. Die Eltern hatten mit Erfolg gegen die schlechten Verhältnisse in dem Lager protestiert, nachdem die HJ-Führer, selbst noch Schüler und zu jung, um verantwortlich führen zu können, die ihnen unterstellten zwölfjährigen Jungmänner in Gewaltmärschen, Geländespielen und Nachtappellen „geschliffen“ und im Über-eifer der vormilitärischen Ausbildung geradezu malträtiert hatten. Die wenigen Lehrer, die man zur Betreuung mitgeschickt hatte, wagten es nicht, sich gegen die Hitlerjugend-Organisation durchzusetzen, weil ihnen ein Verweis von der Partei unter Umständen berufliche Nachteile gebracht hätte, und sprachen derweil lieber dem Pilsener Urquell oder dem Budweiser zu.

Aus diesem Versagen zog man zwei Jahr später die Konsequenzen. Als die systematische Bombardierung der deutschen Großstädte sich zunehmend verstärkte, wurde die Kinderlandverschickung zur Pflicht. Im Vollzug dieser Anordnung wurden die ersten vier Jahrgänge auch der Humboldtschule evakuiert. Wir kamen nach Osterode am Harz. Das waren die Schüler im Alter von zehn bis vierzehn Jahren. Diesmal hatte der Direktor Wolf, ein schwerkriegsversehrter Offizier des ersten Weltkrieges, eine von Lehrern wie Eltern gleichermaßen gefürchtete wie verehrte Respektsperson von vorneherein gegen jeden politischen Einspruch seitens der Partei klargestellt, daß die Verantwortung für die Betreuung der Schüler in den Lagern bei den Lehrern lag

Die Lagermannschaftsführer, Hitlerjugendführer der oberen Klassen, nur zwei , drei Jahre älter als wir. von denen jeweils zwei einer Klasse zugeteilt waren, führten mit uns den HJ-Dienst am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag, bei besonderen Anlässen auch Sonntags morgens durch. Das begann mit dem Uniformappell auf dem Hof. Waren die Schuhe geputzt, fehlten keine Knöpfe an der Uniform, waren die Fingernägel sauber?

Dann marschierten wir singend über das Kopfsteinpflaster der verwinkelten harzer Kleinstadt auf die nahegelegenen Berge zum Geländekampf oder zum Wandern und Laufen. Ein neues Lied wurde eingeübt oder das Landkartenlesen mit Kompaß geprobt. Andere Ziele waren der Sportplatz für das Leichtathletiktraining oder der zugefrorene Weiher zum Schlittschuhlaufen.

Bei den Ausmärschen durch die Stadt marschierten wir hinter der schwarzen HJ-Fahne mit der weißen S-Rune. die von den auf den Bürgersteigen flanierenden Passanten mit erhobenem Arm begrüßt werden mußte. Wenn ein Jugendlicher dabei ertappt wurde, sich vor dem Gruß zu drücken, wurde er am Kragen geschnappt und zum Grüßen gezwungen.

Die kleine Harzstadt

Die Lagermannschaftsführer hatten außerdem bei der Haus- und Zimmerordnung ein wichtiges Wort mitzureden, führten deshalb wie in einer Militärkaserne mit viel Klamauk das morgendliche Wecken durch und kontrollierten, ob die Betten richtig „gebaut“, die Spinte aufgeräumt und auf Schränken und Bilderrahmen ordentlich staubgewischt worden war. Unser erster Lagermannschaftsführer war Hermann Nölke, der Sohn eines Wäsche- und Feinwaren-Händlers aus der Falkenstraße in Linden. Er war früher in meiner Parallelklasse gewesen. Ich war ja sitzen geblieben und saß jetzt in einer Klasse unter ihm. Wir mochten uns nicht, Ich war ihm zu zivil und künstlerisch. Meinen schauspielerischen Einlagen, mit denen ich Lehrer und Vorgesetzte wie ihn karikierte, mochte er keinen Geschmack abgewinnen. Später, als Nölke Flakhelfer wurde, kam der Sohn eines Fotografen aus Königslutter bei Helmstedt. Frank Kögelsperger gefiel uns viel besser. Seinem Habitus entsprechend nannten wir ihn Franko de Kö. Er war vielleicht schon neunzehn Jahre alt und von einer für einen HJ-Führer wundervollen Laxheit. Er liebte den als Negermusik verpönten und verbotenen Jazz, den er auf seinem kleinen Radio empfing und an dem er uns teilnehmen ließ, als wir mit einem langen Draht über den Hof einen Lautsprecher bei ihm anschließen durften. Er rauchte Zigaretten und sang mit mir, wenn wir mal allein durchs Städtchen gingen die neuesten Filmschlager von Margot Hilscher. „Schon der Professor Sokrates hatt' es bei den Frauen schwer. Und er rief aus: ich ahne es, Frauen sind ein Malheur. Ja, Frauen sind keine Engel und dennoch sind Sie so süß, sie schenken einem verliebten Mann auf Erden schon das Paradies.“

Als wir, Horst Nehrig, Heinz Übel und ich, die Klassenzeitschrift verfaßt hatten, fuhren wir mit der Eisenbahn von Herzberg nach Königslutter, um sie auf dem alten Schablonendrucker im Büro der Ortsgruppe bei Franko de Kö zu vervielfältigen. Für uns war das eine abenteuerliche Reise „in die große Welt“.

Überhaupt hatten diese kleinen Reisen, ihren ganz

besonderen Reiz. Man konnte auf diese Weise dem täglichen Einerlei und dem Zwang des Lagerlebens entfliehen. Meistens wurden diese Ausflüge zu dritt oder viert durchgeführt; dann mußten die Größeren, meistens waren dies Fritz Völksen, Helmut Becker, Günter Gieseke und ich, der Frau unseres Studienrates beim Umzug von St. Andreasberg nach Osterode helfen oder Ausrüstungen, Uniformen, Stiefel von einem Zentrallager Langelshelm abholen.

Wenn vier Klassenjahrgänge mit insgesamt etwa 200 Schülern im Alter zwischen zehn und dreizehn Jahren in eine Kleinstadt am Harz einziehen und auf fünf Hotels verteilt werden, dann bringt das für die Bürger erhebliche Unruhe mit sich. Zwei Hotels „Der Kaiserhof“ und „Der deutsche Hof“ lagen direkt am Marktplatz. Ihn in der kleinen grauen Harzstadt malerisch zu nennen, wäre übertrieben; denn Osterode hatte zu dieser Zeit noch keine Kanalisation. Das konnte an Regentagen dazu führen, daß die häuslichen Sickergruben überliefen und sich Fäkalien ihren Weg in die Abflußgossen der Straßen suchten. Im vierten Kriegsjahrgab es zudem weder Farbe für den Anstrich der Gebäude noch Arbeitskräfte. Die kargen Schaufensterauslagen vermochten ebensowenig Licht in das Straßenbild zu bringen, wie die aus Sicherheitsgründen längst stillgelegten Reklameleuchten.

Eine Klasse der Humboldtschule kam im Hotel am Bahnhof unter, und das am schönsten gelegene Hotel „Zur Erholung“ lag am Berghang zwischen Wald und osteroder Gymnasium. Unsere Klasse wurde im „Hotel zur Krone“ am zentral gelegenen Königsplatz untergebracht. Das Hauptgebäude mit der großen Gaststube, einem Clubraum und der Küche im Erdgeschoß, ein alter Fachwerkbau an der Ecke Königsplatz und Dörgestraße, war vor vielen Jahren um einen Anbau ergänzt worden. Die knarrenden Holztreppe und Dielen verrieten das hohe Alter des betagten Etablissements, das einem Herrn Arthur Jäger gehörte. Unserem damaligen Quarta-Jargon entsprechend, taufte wir ihn natürlich Hunter und verliehen ihm noch den Vornamen Atze. Atze Hunter, inzwischen ein vom Alter gezeichneter Herr, der das Hotel nicht mehr allein hätte bewirtschaften können und deshalb die Verpachtung oder Zurverfügungstellung seines Hauses

an das Reich zuerst begrüßt haben mochte, bewohnte die über der Gaststätte gelegene Räume im ersten Stock. Wie muß er gelitten haben, als wir von seinem Haus Besitz ergriffen und lärmend die Treppen heraufstürmten, die Türen und Fensterflügel zuschlugen, an den Ketten der Toilettenspülungen rissen, kurz in „seiner Krone“ wie die Vandalen hausten und all das taten, was Jugendliche tun, wenn sie fremdes Eigentum nicht nur mißachten, sondern auch mißbrauchen.

In der Gaststube, die uns als Speisesaal wie als Aufenthaltsraum und Klassenzimmer diente, stand ein verstimmtes Klavier, auf dem nun dreißig Jungen ihre „Fingerübungen“ vollzogen. Das alte Sofa mit seinem das Leder ersetzenden Wachstuchbezug war ohnehin schon gefährlich rissig und eine Standuhr, die bei entsprechender „Behandlung“ einen harmonischen Glockenklang vermuten ließ, verlockte zum Streich, die beiden Uhrzeiger zusammenzubinden, um zu erproben, wie das aufgezoogene Laufwerk reagieren würde. Als einige von uns 45 Jahre später bei einer Klassenseniorenfahrt noch einmal diese frühe Stätte unserer Schandtaten aufsuchten, fanden sich Klavier und Standuhr noch in einem kleinen Abstellraum der jetzt als Pizzeria Italiana fungierenden Gaststätte und waren ob dieses Anblickes zu Tränen gerührt.

Erster Kampf

Mitte August 1943, als wir in Osterode einzogen, lag ein schöner Spätsommer über dem Harz. Die mittelalterlichen Straßen mit ihren Fachwerkhäusern und mit Schindelholz gedeckten Dächern wurden noch von der Sonne vergoldet. Drüben in der alten Dörgeschen Schmiede, gegenüber unserem Hotel, wurden die Pferde beschlagen und der scharfe, aber nicht eben unangenehme Geruch des Horns der gebrannten Hufe zog durch die enge Straße, mitunter bis in unsere Zimmer. Die Autobusse hatten uns bis in den Kurpark gebracht. Er war um diese Zeit schon etwas verwildert, denn die Leute von der Gartenpflege waren längst eingezogen. Von dort zogen wir mit unseren Koffern und Rucksäcken in die uns zugeteilten Unterkünfte. Ich hatte, wie immer, etwas länger gebraucht, um an mein Gepäck zu kommen und kam deshalb leicht verspätet auf mein Zimmer. Es war eins von sieben und lag zum Hof hinaus. In drei Fichtenholzgestellen mit je zwei übereinanderliegenden Betten fanden sechs Mann Platz. Im ganzen gab es wohl drei Sechser-, eine Achter- und drei Dreier-„Buden“, woraus sich eine Klassenstärke von 33 ergibt. Der Lagermannschaftsführer und sein Stellvertreter hatten ihr Zimmer neben dem der Lehrerin und zwei weiteren Schülerzimmern im Anbau.

Anstelle von Matratzen gab es Strohsäcke, die im Bettgestell von Fichtenbrettern getragen wurden. Diese waren knapp zugeteilt, und deshalb in Abständen mit größeren Lücken verlegt. Als ich meine Bude betrat, mußte ich feststellen, daß man mir alle Fichtenbretter schon aus dem Bett „geklaut“ hatte. Mein Strohsack stand traurig im Bettrahmen. Einer meiner Zimmergenossen steckte mir, wer sich da vergriffen hatte. Günter Gieseke vom Nebenzimmer hatte sich bedient und seine Lücken mit meinen Brettern völlig ausgefüllt. Ich bin und war von Natur immer ein friedlicher Vertreter, wenig aggressiv und nur schwer reizbar. Aber in dieser Minute, der ersten meines Lagerlebens, spürte ich, daß ich mich jetzt wehren mußte, wenn ich nicht fortan als Schwächling abgestempelt sein wollte. In unserem Jargon hätte ich „bis zur Steinzeit verschissen“ gehabt, wenn ich nicht um meine Bretter gekämpft hätte.

Ich war in der Klassengemeinschaft noch relativ neu, erst zu Ostern dazugekommen. Die Klassengemeinschaft stand dem seit Jahren mit ihr verbundenen Günter näher, zumal er, ein kräftiger, großer, blonder Junge war. In den Augen jener Zeit ein blauäugiger Germane und Liebling der Klassenlehrerin, als der Stärkste galt und in der „Hackordnung“ den obersten Rang einnahm.

Das war mir jetzt alles gleichgültig. Ich mußte es drauf ankommen lassen und ging in sein Zimmer, das er mit noch zwei anderen teilte. Ohne ihn zu beachten, hob ich seinen Strohsack hoch und stellte die Überfülle seiner Bretterlage fest. Ich warf seinen Strohsack herunter und nahm die Hälfte der Bretter an mich. Das wurde ihm zu viel. Er wollte sie mir entreißen und schimpfte mich „ein dummes Schwein“. Das konnte ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen; denn ich war ein begeisterter Karl-May-Leser und wußte deshalb, wie ein Indianer eine tödliche Beleidigung zu rächen hat. Ich holte mit dem rechten Handrücken von links unten nach rechts oben ziehend aus und traf mit Zentrifugalkraft auf seinen Mund. Sofort sprang die Lippe auf und ein kräftiger Blutstrahl ergoß sich auf sein weißes Hemd.

Dieser Anblick muß ihn und unser neugieriges Publikum tief erschreckt haben. Er taumelte zurück. Ich hatte meine Bretter, mit denen ich nun in aller Ruhe mein Bett bauen konnte. Für die jüngeren und deshalb kleinen Beobachter aber war gerade ein Denkmal vom Sockel gestürzt. Ihr Favorit war empfindlich getroffen und in die Knie gegangen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von seiner Niederlage im Hause und drang bis zur Lagerleiterin, unserer Klassenlehrerin Frau Marianne Steinmetz. In den ersten zehn Minuten unseres Lageraufenthaltes war es, wie ihr schien, zu einer blutigen Schlägerei gekommen und das noch mit dem von ihr so geschätzten Günter, dem Sohn eines Mittelschuldirektors und dem Musterbild eines deutschen Jungen, der in ihren Augen als Vorbild ihrer Klasse zu gelten hatte. Und ausgerechnet ich, der Sitzengebliebene aus der Vorläuferklasse hatte dieses Idol demontiert. Wir mußten beide antreten, und Sieger wie Opfer erhielten eine strenge Mahnung. Es wurde mit Arrest gedroht und für den Fall der Wiederholung mit dem Schulverweis.

Die Lehrerin, die gleichzeitig die Verantwortung als Lagerleiterin hatte, wußte, daß sie den Anfängen wehren mußte, wenn nicht ein allgemeines Tohuwabohu über ihre Klasse hereinbrechen sollte. Ihre Lebensaufgabe, die große Herausforderung, mit der sich die nationalsozialistisch gesinnte frühere Mittelschullehrerin nun an einem Gymnasium bewähren wollte, war gefährdet.

Den unsichtbaren Lorbeerkrantz aber trug fortan ich. Meine Kameraden begegneten mir mit Respekt. Mein Rivale hatte den Nimbus des Stärkeren verloren, ausgerechnet an mich, der allgemein als verträglich, um nicht zu sagen, als ein friedlicher Vertreter, galt. Nun mußte ich meinem Ruf als ein starker und mehr noch als ein fairer Boxer gerecht werden. Ich verstärkte ihn, indem ich angab, bei der Nachwuchsriege des Boxvereins Heros Eintracht trainiert zu haben, den ich aber nur vom Hörensagen kannte. Das wirkte ungemein.

Da wir ohnehin angehalten waren, möglichst viel Sport zu treiben und der Herbst vor der Tür stand, weshalb die Übungen von draußen nach innen verlegt werden mußten, schlug ich vor, von dem Sportbudget richtige Boxhandschuhe und Matten zu beschaffen, um im Clubraum einen Boxring zu installieren. Frau Steinmetz machte berechtigte Bedenken geltend, denn es stand kein Kopfschutz zur Verfügung, wie er heute aus guten Gründen für das Training vorgeschrieben ist. Natürlich können sich Jugendliche im Eifer des Gefechtes ohne die Anleitung eines Trainers und besonders dann, wenn ungleiche Gegner aufeinander schlagen, schwer schädigen.

Großspurig erklärte ich Vierzehnjähriger der Lehrerin, daß ich die volle Verantwortung für das Boxtraining zu tragen bereit sei. Sie konnte nur mit dem Kopf schütteln, aber die sportliche Veranstaltung nicht unterbinden, denn immerhin entsprach sie der damaligen Forderung, wonach sich der Führer die deutschen Jungen hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und schnell wie die Windhunde wünschte.

Bald war das Boxen bei uns „in“. Wir wurden von den anderen Klassen bestaunt. Natürlich durften nur Gleichgewichtige miteinander kämpfen. Zum Glück gab es keine

Unfälle, bis vielleicht auf ein blaues Auge und manchmal ein bißchen Nasenbluten. Aber Günter, mein „Rivale der ersten Stunde“, folgte keiner meiner Herausforderungen und hatte damit die weiße Flagge gehißt.

Des Schmiedes Töchterlein

Dafür aber obsiegte er in der Werbung um das holde Mägdlein, das uns schon früh am Morgen aus dem Fenster der gegenüberliegenden Schmiede mit ihren großen braunen Augen verfolgte, wenn sie ihre langen Haare zu Zöpfen flocht. Das war des Schmiedes Tochter Ruthchen Dörge, in die ich mich „verguckt“ hatte, und der ich aus dem Krankenrevier ein Gedicht zugeeignet hatte, das leider nicht von mir, sondern einem Schlagertext entnommen war. Ich hatte mich zum ersten Mal mit fremden Federn geschmückt, was spätestens ein halbes Jahr später zu meiner Pein erkannt wurde, als besagter, übrigens ziemlich unbedarfter und platter Reim in einem Frauenmagazin abgedruckt auftauchte. Merke: Auch geistige Diebstähle bleiben nicht unentdeckt. Aber vorläufig hatte das Gedicht noch seine Wirkung getan. Die schüchtern Umschwärmte war auf mich aufmerksam geworden, und ich durfte der Einladung zu einer Limonade in der kleinen Laube hinten im Obstgarten folgen, die mit Einwilligung ihrer Mutter und auch namens ihrer Schwester ausgesprochen an mich und meinen Freund Hein Weiberg gerichtet war. Hein Weiberg war ein begabter Klavierspieler und durfte auf dem Klavier in der guten Stube des Schmiedehauses, die direkt im Erdgeschoß an der Straße lag, üben. Denn das in unserer Gaststube stehende Klavier hatten wir längst bis zur Unbrauchbarkeit verstimmt.

Am Morgen zuvor hatten wir wie üblich unsere Schuhe in einem Vorflur geputzt und gewienert, wobei wir auf das gegenüberliegende Haus der Schmiede blickten, weil aus dem Fenster des Erdgeschosses des Schmiedes Töchterlein freundliche Blicke zu uns herüber sandte, wobei sie ihre langen braunen Haare zu Zöpfen flocht. Neben mir stand der blonde „Germane“ Günter und sah, wie ich, gebannt hinüber. In einer Anwandlung unverzeihlicher Großmut lud ich ihn ein, am Abend mit zur Limonade in die Laube zu kommen. Damit hatte ich gewissermaßen meinen Rivalen in das Nest gezogen; denn als ich kurz nach der abendlichen Laubenparty, für einige Tage nach Hannover fuhr, riß der Faden meiner keimenden Zuneigung und ausgerechnet der mir völlig wesensfremde Blonde mit den starken Eckzähnen gewann die Zuneigung meiner Angebeteten.

Als ich, deprimiert von meiner in Trümmern liegenden Heimatstadt, zurückkehrte, gab ich die Werbung um des Schmiedes Tochter auf und verkroch mich traurig auf das Wachstum-Sofa der Gaststube, um mich meinem stillen Kummer hinzugeben, natürlich mit der Ausrede vor mir selbst, daß dieses nicht die Zeit für albernes Liebesgetändel sei. Immerhin war dies meine erste „unglückliche Liebe“.

Wir waren damals 14 oder 15 Jahre alt. Meine Klassenkameraden notierten dieses Ereignis in der einmaligen Ausgabe unserer Lagerzeitung mit einem Vierzeiler, der mich als den „Abgehängten“, wenn auch freundlich gemeint, so doch verspottete. Es heißt dort: „Der Spieker liebt das Schauspiel sehr, doch anderes liebt er noch viel mehr. Er hatte einst 'ne schöne Guste, von der er leider scheiden mußte. Der Gisi kam im schnellen Trab und hängt den armen Werner ab. Doch war er drob nicht sehr erbost, „Minna von Barnhelm“ war sein Trost.“

Das Lagertheater

In der Tat, wenn mir der Unterricht zu langweilig wurde, zog ich mich auf unsere „Bude“, das in der ersten Etage liegende Gemeinschaftszimmer, zurück, um mir dieses Lesingsche Lustspiel vorzulesen und für mich zu „dramatisieren“. Überhaupt fühlte ich mich zur Schauspielerei berufen. Sicher war ich durch die vielen Kinobesuche in meiner Kindheit beeinflusst und wurde auch durch sie in die Richtung der „darstellenden Künste“ gelenkt.

Mit zwölf oder dreizehn Jahren hatte ich den Film „Frauen sind keine Engel“ gesehen. Mit dem Schlager gleichen Titels wurde die junge Margot Hilscher berühmt, eine attraktive Schauspielerin, die in dem Film eine Schlagersängerin darstellt. Die männliche Hauptrolle spielte Axel von Ambesser, der als Lustspiel-Autor und -Regisseur deutsche Filmgeschichte geschrieben hat. In dem Film spielt er quasi sich selbst als Regisseur. Zum ersten Mal wurde mir an diesem Beispiel klar, welche Aufgabe ein Spielleiter hat. Wie er sich in die verschiedenen Charaktere hineinversetzen muß, wie er ihre Handlungen aufeinander einstellt, wie er die Darsteller führt und seiner Vorstellung gemäß motiviert. Dies alles traute ich mir zu; denn es entsprach zutiefst meiner Neigung.

Von diesem Augenblick an stand mein Berufswunsch fest. Ich wollte Regisseur werden. Natürlich habe ich später als Laienspieler selbst auch gern immer wieder einzelne Rollen gespielt, aber ich bin sicher, daß mich dies auf die Dauer nicht befriedigt hätte. Abend für Abend „auf den Brettern, die die Welt bedeuten“ das gleiche Schicksal zu durchleiden und den Bühnenstaub zu schlucken. Aber anderen zu zeigen, wie sie's - zumindest nach meiner Vision - besser machen könnten, das wäre schon mein Fall gewesen. Und wenn ich mir diesen Berufswunsch später auch nicht erfüllen konnte, so habe ich doch als Manager bei meinen Mitarbeitern lange Zeit „Regie“ geführt. Auch beim Dreh unserer Fernseh-Werbespots, besonders für den Schulfüller Pelikano, die bei Domo-Film in München hergestellt wurden, habe ich gern und oft Regie geführt, wobei die von mir verfaßten Drehbücher dann erst den richtigen Touch kriegten.

Im KLV(=Kinderlandverschickungs-)Lager „Krone“ bestand natürlich keine Möglichkeit, ein Theater zu besuchen. In Osterode gab es kein festes Theater. Bestenfalls gab es im Kursaal Aufführungen wandernder Landesbühnen, die für uns Jugendliche aber nicht zugänglich waren. Unser Interesse an darstellender Kunst konnte praktisch nur durch Kinobesuch befriedigt werden. Ich erinnere mich jetzt doch an eine Ausnahme. Im Kursaal fanden bisweilen Aufführungen französischer Kriegsgefangener für ihre Kameraden statt. An einem winterlichen Sonntagabend schlich ich mich mit einem Freund in der Dunkelheit auf den Boden des Kursaals, von wo wir durch ein handgroßes Loch den natürlich auf französisch dargebotenen Schwank verfolgen konnten. Wir konnten leider nicht verstehen, worum es in diesem Stück ging, fanden es aber besonders komisch, daß die Frauenrollen mit Männern besetzt waren, und wir waren fasziniert vom Klang der französischen Sprache, deren Lautmalerei ich ohne auch nur eine Vokabel zu kennen, erfolgreich immer wieder zum Gaudi meiner Klassenfreunde in kühner Rede nachahmen mußte.

Im Lichtspieltheater jener Zeit gab meistens die in der Göbbelschen Propaganda-Werkstatt geschaffenen Durchhalte- und Kriegsfilm, darunter auch völlig unpolitisch gestaltete Komödien, die einfach der Belustigung und Zerstreuung des Publikums dienten, und die mit Rücksicht auf das immer unzufriedener werdende Volk ganz bewußt jeden Hinweis auf das Regime oder das aktuelle, völlig von der Partei geprägte Alltagsleben vermieden. So war in diesen seltsam neutralisierten Streifen weder der allgemein übliche Hitlergruß zu sehen oder zu hören, noch tauchten die im Straßenbild doch unvermeidlichen Uniformen der Wehrmacht oder von Parteiangehörigen auf. Man wählte deshalb ungefährliche historische oder märchenhafte Sujets. Klassisches Beispiel hierfür ist der im letzten Kriegsjahr entstandene Münchhausenfilm mit Hans Albers, dessen Drehbuch mit Wissen des Propagandaministeriums von dem eigentlich verfehmten Emil Kästner unter einem Pseudonym verfaßt wurde.

Mit besonderer Begeisterung sahen wir damals einen Film, der noch fünfzig Jahre später als Kultfilm in Universitäten vor begeisterten Massen von Studenten gezeigt

Jud Süß

Ein völlig anderer Filmtyp im Gewand des damals sehr beliebten historischen Genres war der berühmte Veit-Harlan-Film „Jud Süß“ nach Motiven des Romans von Lion Feuchtwanger über das Leben des am 4. Februar des Jahres 1783 in Stuttgart hingerichteten Juden und Geldverleihers Oppenheim. Lion Feuchtwanger, dieser schon früh vor den Nazis emigrierte, namhafte deutsche Schriftsteller jüdischer Herkunft hatte aus dem historischen Stoff das tragische Schicksal dieses zu einer mythischen Legende gewordenen Menschen gestaltet. Der Roman war ein Welterfolg. Jud Süß war längst eine Balladenfigur wie Faust, Don Juan, Blaubart, Eulenspiegel oder Schinderhannes und hatte im Laufe der Zeit schon viele Schriftsteller gereizt, so den Märchendichter Wilhelm Hauff und den Geschichtsprofessor und Schriftsteller Gustav Freytag.

Diese außerordentlich faszinierende Geschichte von Schlaueit, Raffgier, Neid, Haß, Wucher, Verführung, sexueller Erpressung bis hin zu der sensationellen Hinrichtung des in Wahrheit Unschuldigen am Käfiggalgen auf dem Marktplatz zu Stuttgart war bereits 1935 in England unter Beteiligung anderer deutscher Emigranten verfilmt, so daß sie sich den nationalsozialistischen Judenverfolgern geradezu als idealer Verteufelungsstoff anbot. Dem hervorragenden Regisseur Veit Harlan und den berühmten deutschen Charakterdarstellern Werner Krauss und Ferdinand Marian gelang mit diesem Epos ein Film von teuflischer Qualität. Wer sich der psychologischen Wirkung dieses Mediums hingab und der verallgemeinernden Spiegelung dieser Darstellung auf die jüdische Bevölkerung schlechthin auslieferte, mußte, wenn er denn dumm genug war, an einen allgemeinen Rassencharakter zu glauben, tödlichen Haß auf die inzwischen durch den gelben Stern gebrandmarkten Juden entwickeln, weshalb denn der Chef der SS und der Polizei verfügte, daß alle von ihm Kommandierten den Film ansehen mußten.

Auf uns Jungen, die wir damals 14 oder 15 Jahre alt waren, wirkte dieser Film geradezu hypnotisch. Er fuhr auch mir in die Glieder, so daß die Darstellung des Schauspielers Fer-

dinand Marian als Jud Süß von mir Besitz ergriff und ich ihn in einzelnen Szenen nachspielen mußte. Zum Gaudium meiner Klassenkameraden. Immer wieder riefen sie mich auf, die erbärmliche Qual des im Käfig zur Hinrichtung verdamnten Juden nachzuäffen. Und ich tat das, weil sich mir die schauspielerische Darstellung bis auf die Knochen mitgeteilt hatte. Als erwachsener Mensch kann ich das heute natürlich nur verabscheuen. Aber als Schüler der vierten Klasse des Humboldtgyrnasiums und als Hitlerjunge war ich ein Produkt meiner Zeit.

Hinzukam, daß Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ auf unserem Lehrplan stand. Ich selbst hatte merkwürdigerweise ausgerechnet diese Unterrichtsstunde versäumt, weil ich mit einer Ruhr im Revier lag und dort im Reclam-Textheft die Oper „Oberon“ zu verstehen suchte, was mir natürlich überhaupt nicht gelang.

Seltsam. Ich hatte Shakespeares Drama nie gelesen, gesehen oder gehört. Allein aus der Diskussion meiner Klassenkameraden und aus den Erläuterungen im Unterricht formte sich mir das Bild vom Kaufmann, so wie es die Lehrerin uns übermitteln wollte. Und dadurch, daß ich erspürte worauf sie hinauswollte, charakterisierte ich diese Figur parallel zu dem im Film gelernten Jud Süß als typisch für den jüdischen Menschen schlechthin, eben als raffgierig, grausam, herzlos, blutrünstig, hinterhältig, scheinheilig - ganz so, wie ein Hitlerjunge den Judas zu sehen hatte.

Längst war die furchtbare Saat dieser teuflischen Demagogie im Reich aufgegangen. Die Judenverfolgung sollte in den letzten Kriegsjahren in den Vernichtungslagern ihren grausamen Höhepunkt erreichen.

Im allgemeinen haben unsere Lehrer zu dieser Propaganda geschwiegen, so, wie unser ganzes Volk an den Greueln vorbeisah. Nur die eifrigen Verfechter der nationalsozialistischen Rassen-Ideologie, wie unsere Klassenlehrerin, setzten sich fanatisch für die Verbreitung dieses Wahns ein.

Marianne Steinmetz sah mit ihrer ausgeprägten Hakennase und den dicken Brillengläsern eher ihren Papa-

geien ähnlich, von denen sie zwei in riesigen Käfigen in ihrem kleinen Zimmer untergebracht hatte. Man konnte aber durchaus auch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihr und den Karikaturen finden, die den spezifisch semitischen Typus mit ausgeprägter Rundnase und großen Ohren verzerrt in den Schulbüchern und Zeitschriften jener Tage als Feindbild wiedergaben. Auch auf Plakaten an öffentlichen Plätzen, wie in den Wartesälen der Reichsbahn oder an den Schwarzen Brettern und Aushängekästen der Partei-Büros tauchten diese zur Grimasse entstellten Profile zum Zweck der Volksverhetzung auf.

Ich kann nicht leugnen, daß sich dieses Bild auch mir eingepägt hat, so daß ich noch heute, fünfzig Jahre danach, den semitischen Typus besonders im Mittelmeerraum wiedererkenne. Wie irritiert aber müssen die Rassenideologen des dritten Reiches gewesen sein, als sie in Israel auf blonde, blauäugige Athleten trafen, die dem Hitlerschen Idealbild eines Germanen entsprachen und an denen dieser seine helle Freude gehabt hätte. Unerklärlich, daß es Hitler gelang, Millionen von Menschen das Phantombild eines germanischen Typen einzublasen, wo er doch selbst mit seinem schwarzen Schnauzer und den ständig in die Stirn fallenden, dünnen Haaren eher einer kleinwüchsigen Charlie-Chaplin-Karikatur glich. Lag seine Vorstellung von einem idealisierten Ariertum am Ende in seiner Unzufriedenheit über die eigene Erscheinung begründet?

Tischsprüche

Kehren wir aber zurück in das KLV-Lager Krone in Osterode am Harz. Jeden Sonntag-morgen las Marianne ein flammendes Motto aus des Führers „Mein Kampf“. Das muß auf uns Schüler und Pimpfen, die wir als Jungmänner des Deutschen Jung-volkes gleichzeitig waren wenig Eindruck gemacht haben; denn beim besten Willen kann sich heute keiner Klassenkameraden an ein solches Führerwort erinnern. Besser natürlich an die Tischsprüche, zu denen im Wechsel jeder von uns einmal verpflichtet war. Da gab es z.B. das abgedroschene Wort, wie „Jesus sprach zu seinen Jüngern, wer keine Gabel hat, der esse mit den Fingern.“ Danach folgte der stets gleichlautende Aufruf: „Alle Mann haut ran!“

Der Lehrerin hatten wir den Spitznamen „Minna“ gegeben. Ein Name der ihr gar nicht gefiel, weil er zu jener Zeit eher für Dienstmägde gebräuchlich war, als daß er an Lesings preußische Militärkomödie erinnert hätte. Viel besser, weil anspruchsvoller, gehobener hätte ihr als unserer Englischlehrerin Victoria oder Elisabeth im Anklang an das englische Königshaus gefallen. Überhaupt müssen ihr die Jungen die im Umfeld der Lindener Industrie, der Calenberger Landwirtschaft oder des Kohlenbergbaus im Deister doch recht vulgär vorgekommen sein. Dieser Eindruck wurde jetzt mitten im Krieg und im herabziehenden Lagerleben, das die guten Sitten vollends verdarb, durch den soldatischen Einfluß einer Fäkalsprache verstärkt. So lautete einer der Tischsprüche: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, in Deutschland sind die Zwiebeln all'. Doch Hermann Göring sprach vor kurzem, man kann auch ohne Zwiebeln...fröhlich sein.“

Dazu muß man Wissen, daß der mächtige Reichsmarschall Göring, der zu jener Zeit auch Oberbefehlshaber der Luftwaffe war, im Volk längst seine Glaubwürdigkeit verloren hatte, nachdem die deutsche Luftwaffe vor der übermächtigen Royal Airforce die Waffen gestreckt hatte und der Stellvertreter des Führers, zu dem er sich berufen fühlte, sich in Durchhalteparolen gefiel, nachdem er zu Kriegsbeginn noch „Kanonen statt Butter“ getönt hatte. Der Junge,

der den zitierten Spruch zum Entsetzen der an den Mahlzeiten teilnehmenden Lehrerin loslies, mochte ihn von seinem Vater aufgeschnappt haben. Jedenfalls spürte er, wie die auf Etikette bedachte und in diesem Punkt besonders sensible Lehrerin zu reizen war. Er ist übrigens ein sehr erfolgreicher Mathematiker und Professor der Elektrotechnik geworden.

Meiner Theaterleidenschaft konnte ich übrigens im Lager frönen, indem ich kleine Stücke aus Stoffen von Fritz Reuter oder irgendwo aufgeschnappten Schwänken dramatisierte und sie mit meinen Freunden einübte. Das muß recht primitiv aber als Abwechslung im Lager auch sehr willkommen gewesen sein..

Unsere kleine Laienspielgruppe wurde sogar als Motivationsmittel, zur Hebung der guten Laune, bei den jüngeren Klassen eingesetzt. Und das kam so. Bald nach unserer Ankunft brach bei den Kindern verschiedener Klassen, die in etwa fünf Hotels untergebracht waren, ein Hautausschlag aus. Es entstanden Ängste. Einige besorgte Eltern reisten an, um ihre Kinder abzuholen. Das steigerte bei den Zurückgebliebenen das Heimweh. Die Kleineren litten darunter. Sie mußten aufgeheitert werden. Wir Älteren mußten sie psychisch wieder aufrüsten und hatten mit unserer Spaßmacherei auch den gewünschten Erfolg.

Aschenhütte

Zurück aber wieder ins Lager der dreizehn- und vierzehnjährigen Humboldtschüler nach Osterode. Unsere erlebnisreiche KLV-Lager-Zeit hatte im August 1943 begonnen und sollte nur ein Jahr dauern. Aber diese zwölf Monate waren so fesselnd und sorgenfrei, daß sich die Erinnerungen der Klassenkameraden, wenn wir uns nach mehr als fünf Jahrzehnten trafen, praktisch immer um diese Zeit drehten. Seltsam eigentlich, denn die fünf Jahre danach, in denen sie noch gemeinsam die Schulbank bis zum Abitur drückten, waren an Ereignissen noch schwerer. Das waren die letzten Kriegsjahre, in denen einige ihre Väter und Heimat verloren und andere ausgebombt wurden.

Blicken wir also noch einmal zurück nach Osterode. Von einer tragikomischen Episode muß ich noch berichten, die sich kurz nach unserem Einzug in das alte und abgenutzte Hotel „Zur Krone“ ereignete. Tragisch für den Verursacher des Zwischenfalles, komisch für die lachenden schadenfrohen Beobachter.

Die meisten von uns waren zum erstenmal von zuhause in eine andere Stadt und in der Gemeinschaft einer Klasse für längere Zeit vernetzt. Wir Jungen hatten voller Abenteuerlust und Aufregung unsere Räume bezogen, deren Möblierung aus den zwei- oder einstöckigen, mit Strohsäcken ausgestatteten Holzbetten, den Kleiderspinten und einem Tisch mit wenigen Stühlen bestand. Der gemeinsame, große Waschraum war die frühere Waschküche, im Erdgeschoß über den Hof erreichbar. Daneben lag auch die Toilette.

In der ersten Nacht spürte einer unserer Kameraden mehr als ein menschliches Rühren, von dessen Ursache er sich in aller Eile befreien mußte, ohne in dem noch unbekanntem Haus so schnell auf den rechten Weg zu kommen. In seiner Not setzte er sich auf ein Biedermeiersofa im Flur des ersten Geschosses. Es stand mit der Rückenlehne am Fenster über dem Eingang des Hotels. Hier befreite sich der Arme von seinem Durchfall nach draußen. Ohne die Folgen in der Nacht beseitigen zu können und in der Scham, dieses am Folgetage zu tun, ließ es der „Sünder“ auf eine Entdeckung ankommen.

Vergeblich wurde zunächst an die angetretene Mannschaft der Appell gerichtet, der Übeltäter möge sich freiwillig melden. Aber unser Adalbert trat nicht hervor. Schändlich nun, daß in der weiteren Nachforschung die aus Rußland zwangsdeportierte Küchenmagd Maria in Verdacht geriet. Eine Folge der Nazipropaganda, die uns Schüler annehmen ließ, eine solche Unsauberkeit könne nur von eine „ bolschewistischen Untermenschen“ herrühren. Leider trat der von Scham erfüllte Übeltäter auch dann noch nicht vor, um seine Tat zu gestehen.

Um es kurz zu machen: Dieses Manöver hinterließ unvermeidbare Spuren auf dem Nachthemd des Verursachers. Vor versammelter Mannschaft mußte er schließlich bekennen. Um ihn in der Folge vor endloser Verspottung zu bewahren, mußte er umgeschult werden.

Der Altweibersommer legte sich über die Felder und wir wurden zum Kartoffelroden eingesetzt. Die Tage wurden kürzer und allmählich begann man zu heizen. Unvergeßlich die hellen Rauchschwaden, die nun aus den Schornsteinen der Fachwerkhäuser der kleinen Stadt aufstiegen, von schräger fallenden Sonnenstrahlen durchbrochen und begleitet vom Geruch des verbrennenden feuchten Holzes.

Im Oktober erlebte Hannover seinen ersten schweren Luftangriff. Die Häuser der Nachbarschaft wurden zerstört. Eines abends stand meine Mutter, die kleine dreijährige Hannelore auf dem Arm, vor unserem Lagerhotel. Sie wollte mich in ihrer Nähe haben und war froh, der brennenden Stadt entkommen zu sein. In der Schmiede, die dem Lager gegenüber lag, fand sie vorläufig Unterkunft. Direkt über dem kleinen Hof, auf dem die Pferde beschlagen wurden, lag ein kleines schräges Zimmer, in das der strenge Branntgeruch der Pferdehufe hinaufdrang. Als Schneiderin war meine Mutter sehr willkommen. Sie hatte ein paar Stoffreste mitgebracht. Die Frau des Schmiedes und ihre Töchter hatten viele Kleider zu ändern und anzupassen. Bald verbreitete sich der Ruf der Schneiderin bis in das benachbarte Dorf Ürde, in das Mutter und Schwester bald umzogen.

Bei den Bauern litt man noch keine Not. Der ein oder andre war Soldat und im Kriege Aber die Älteren bestellten

mithilfe französischer Gefangener ihre Felder. Wenn ich meine Mutter manchmal zum Wochenende im Dorf besuchte, durfte ich natürlich am Kaffee mit der Buttercreme-Torte und dem Zwetchgen-Kuchen teilnehmen. Zum Frühstück kamen gute Butter, harte Mettwurst, Sülze und Schinken auf den Tisch. Schätze, von denen der Städter nur träumen konnte. Die Bauern hier lebten weit ab vom Schuß. Eine politische Spannung, wie sie in den rauchenden Städten langsam spürbar wurde, war hier nicht zu bemerken.

Am 20. Juli 1944 kam die Nachricht vom Attentat auf „unseren Führer Adolf Hitler“ über die Volksempfänger. (So wurden die kleinen sehr preisgünstigen Rundfunkgeräte genannt, für deren massenhafte Verbreitung der geniale Dr. Goebbels als schlauer Propagandaminister gesorgt hatte, damit seine Meldungen „zur Volksaufklärung“ auch bis ins letzte Wohnzimmer des Reiches eindringen konnten.) Das ganze deutsche Volk war geschockt, als es erfuhr, daß im Hauptquartier des Oberkommandos vor den Füßen des Führers eine Bombe explodiert war. Es hieß, daß ihm nichts passiert sei und daß er in Kürze selbst sprechen werde. Und tatsächlich war er wie durch ein Wunder, „durch die Vorsehung“, wie er das selbst nannte, gerettet worden und verkündete am Abend über alle Sender die berühmte Meldung: „Eine ganz kleine Gruppe verräterischer Offiziere...“ habe den Umsturz versucht.

Ganz spontan drückte meine Mutter ihre Betroffenheit über das Mißlingen des Attentats aus; denn sie war fest davon überzeugt, daß der Krieg zu einem schnellen Ende gekommen wäre, wenn es gelungen wäre, ihn zu beseitigen. Aber mit dieser Meinung stand sie bei den Bauern von Urde ganz allein. Heftig wurde sie kritisiert, wie man denn nur so denken könne, welch Unglück wäre es gewesen, wäre dem Führer etwas passiert. Immerhin spricht es für eine faire Haltung der bäuerlichen Gastgeber, daß sie meine Mutter nicht anzeigten; denn das wäre sicher ihr Ende gewesen.

Unsere Beziehungen zu dem kleinen Bauerndorf wirkten sich auch günstig für meine Klasse aus; denn als die Versorgung unserer Lagerküche mit Kartoffeln nicht ausreichte, spendeten die Bauern ein paar Zentner. Inzwischen war

der erste Schnee gefallen und wir holten die Kartoffeln in einer abenteuerlichen, kilometerlangen Schlittenfahrt über den Bergkamm in das Städtchen.

Es kam die Zeit der weihnachtlichen Feiern, und ich wurde mitsamt Kostüm von den Lagern als Weihnachtsmann engagiert, der kleine Geschenke mit lustigen Sprüchen überreichte, wobei nicht an spöttischen Seitenhieben auf die Beschenkten gespart wurde.

Mit der dunklen Jahreszeit kamen natürlich auch ein paar traurige Wochen. Ich erinnere mich an Spaziergänge durch naßkalte, trübe Straßen an dem Fließchen Söse mit meinem Freund Heinz Weiberg, dem begabten Klavierspieler unserer Klasse, der für unsere Mannschaft auch schon ein paar Marschlieder komponiert hatte. Wir nannten ihn „Hein“, denn ein Volksschlager jener Zeit erzählte vom Seemann: „Hein spielt abends so gern auf dem Schifferklavier seine Lieder.“

An diesem dunklen Abend hatte uns die Depression eines Lagerkollers erfaßt und wir fühlten mächtig Sehnsucht nach zuhause, nach Linden. Merkwürdig, trotz der Traurigkeit packte es Hein, und er balancierte über das Brückengeländer, das er mit seiner Taschenlampe beleuchtete. Er hatte eine merkwürdige Neigung zum sportlichen Risiko. Einen solchen Balance-Akt hatte er schon einmal auf der hohen Waterloo-Säule in Hannover vollführt. Auch auf dem Hochhaus der Bäder am Küchengarten, in dem er wohnte, hatte er unter gefährlichem Einsatz eine Antenne verlegt.

Vier Jahre später, Hein war achtzehn Jahre alt, muß ihn eine ähnliche Traurigkeit, ja Verzweiflung erfaßt haben. Er hatte seine leibliche Mutter in London besucht. Sie hatte sich kurz nach seiner Geburt von seinem Vater getrennt und war vor vielen Jahren nach England gegangen. Nun, unmittelbar nach dem Krieg, konnte er sie kennenlernen. Durch diese Reise, vielleicht auch aus anderen Gründen, hatte er den Anschluß an die Klasse versäumt und war nicht versetzt worden. Er muß auch darunter gelitten haben. Ein Nervenarzt, der seine Praxis im gleichen Hause hatte, empfahl ihm gegen die Schlaflosigkeit, die ihn zunehmend quälte, eine Schocktherapie und überwies ihn

dazu in die Nervenheilanstalt nach Ilten. Vielleicht war es der Begriff „Irrenanstalt“, der einer Anstalt dieser Art anhaftete, der ihn ängstigte. An einem grauen Oktobermorgen kletterte Hein wieder auf das Dach des Hochhauses. Diesmal um sich herunterzustürzen.

Zurück ins KLV-Lager. Wir bastelten für das rote Kreuz und sammelten für das Winterhilfswerk und für die Soldatengräber im Ausland. Wir marschierten wöchentlich zur feierlich aufgemachten Flaggenparade auf den Marktplatz.

Das Lagerleben spielte sich in den früheren Gasträumen ab, die nun zu Eßsälen und Unterrichtsräumen umfunktioniert waren. Intimer wurde es schon in den relativ kleinen Zimmern des alten Harz-Hotels ab, das vielleicht hundert Jahre zuvor in Fachwerkbauweise errichtet war. Die kleineren „Buden“, in denen bis zu drei Jungen untergebracht waren, mochten eine Größe von etwa 15 Quadratmetern haben. Die großen Schlafräume, wie jene Eckzimmer, deren Fenster zum Königsplatz oder zum Innenhof blickten, waren etwa 30-35 qm groß. Hier schliefen je sechs Jungen in doppelstöckigen Holzbetten. Die Buden hatten auch einen Namen. Dem Geist jener Zeit entsprechend, die ihre Vorbilder aus der germanischen Heldensage oder den Landsknechtliedern der Bauernkriege entlieh, hatten wir sie „Nibelungen“ oder „Dietrich von Bern“ oder auch nur einfach „Großdeutschland“ benannt. Nur ein schon damals recht eigenständiger Klassenkamerad Karl, genannt „Kalli“, Dannenberg setzte seinen Willen durch und schwamm nicht mit dem Strom. Er und seine Budenbesatzung nannten ihr Zimmer „Zum wilden Westen“. „Karl May“ wäre auch nicht schlecht gewesen. Das konnte natürlich dem Lagermannschaftsführer, unserm flotten Hermann Nölke, überhaupt nicht gefallen, und er mußte diese Entgleisung aus seiner parteipolitisch „vernagelten“ Sicht zu Recht verurteilen.

Der „Stubenälteste“ der Bude „Großdeutschland“ war übrigens Helmut Becker, der in seinem Heimatort Barsinghausen schon Zugführer gewesen war und deshalb eine grüne Kordel an seiner Uniform tragen durfte. Ein Jungenzug bestand aus 40 Pimpfen. Ein Jungenschaftsführer „befehligte“ 12 Jungmänner und trug eine rotweiße Kor-

del.

Einer unserer Mitschüler hatte in einem Anfall von Wut einem anderen einen Zahn ausgeschlagen. Wir wußten damals noch nicht, daß ein Adrenalin-Schock zu diesem Furor teutonicus, wie wir das nannten, führen könne. Die kleineren Mitschüler hatten in der engen Stube eine Rasei veranstaltet, den Größeren beim Schreiben gestört und schließlich so aus der Fassung gebracht, daß er sich einen der Unruhestifter griff und ihn strafte. Es wurde ein Skandal daraus. Der „Täter“ wurde nun öffentlich auf dem Marktplatz „degradiert“, d.h. ihm wurden die „Insignien seiner Jungenführerschaft“, die Achselklappen und die rot-weiße Kordel abgenommen. Damit wurde er in aller Öffentlichkeit einer Schmach preisgegeben, was einem Jungen dieses Alters zutiefst treffen mußte. Fast hätte es noch einen Schulverweis gegeben.

Auch an diesem Wutanfall wurde deutlich, daß die älteren Schüler unserer Klasse inzwischen im Begriff standen, ins Jünglingsalter einzutreten. Die Anzeichen jener Wachstumsphase, in der die Pubertierenden in die Adoleszenz reifen, äußerten sich hier und dort in Zerstörungswut. Trotz der zu Recht verhängten Strafen gingen einige Möbel und Keramiktassen zu Bruch.

Unvermeidlich bei Jungen dieses Alters, die den gleichen Schlafraum teilten, war die gegenseitige Einführung in die vom hormonellen Überdruck befreiende Selbstbefriedigung, die für uns damals mit der Empfindung einer tiefen Scham und Reue verbunden war. Ausgerechnet der Frühreifste unter uns, ein fast persischer Typus, Udo mit Namen, verbreitete die Lehre, daß mit jedem Samenerguß ein Teil unseres kostbaren Rückenmarkes unwiederbringlich verspritzt würde, was unser Gewissen natürlich noch mehr belasten und schlaflose Nächte der Angst verursachen mußte. Leider war man in dieser Hinsicht zu dieser Zeit noch so verklemmt und die Sexmoral noch so miesig, daß weder die Schule noch die Eltern über dieses Thema sprechen mochten. Auch Jugendzeitschriften gab es noch nicht, die sich der Sexualaufklärung angenommen hätten, und das Fernsehsehn kam erst ein viertel Jahrhundert später über uns.

Auch die Hinwendung der Reiferen zum anderen Geschlecht wurde immer deutlicher. In zunehmenden Maße wurden „Gaken angemacht“. So nannten wir die gleichaltrigen Mädchen, denen wir uns zaghaft näherten, um vielleicht auch mal händchenhaltend mit ihnen spazieren zu gehen. Die Kriegszeit schien das erotische Klima zu verstärken; denn in der Öffentlichkeit zeigten sich natürlich die jungen Soldaten, wenn sie auf Urlaub waren, mit ihren Freundinnen offener als gewöhnlich, und um die Kasernen flanierten die jungen Mädchen, um auf sich aufmerksam zu machen.

Als sich auch um unser in der Stadt gelegenes Lager-Hotel ein ähnlicher Dunstkreis anzudeuten begann, beschloß eine vorausschauende Schulleitung, unsere Klasse in ein weiter entfernt liegendes Waldhotel nach Aschenhütte bei Herzberg zu verlegen. Wieder ergab sich für die etwas Älteren die Gelegenheit zu einem abenteuerlichen Vorkommando; denn zunächst mußte dieses Ausflugshotel aufgeräumt, seine Fenster und Verdunklungen instand gesetzt und die zweistöckigen Betten hergerichtet werden.

Ein benachbartes kleines Dorf bot den Luxus der wöchentlich einmal stattfindenden Vorführung eines Wanderkinos, das von Ort zu Ort fuhr, um mit Schmalfilmprojektoren Tonfilme abzuspielen. Immer wenn eine Filmspule abgelaufen war, mußte sie zunächst wieder zurückgespult werden. Auf diese Weise gab es viele mehr oder weniger spannende Fortsetzungen. Bald gab es guten Kontakt zu der sportlichen Jugend dieses Nachbarortes, mit der sich unsere Fußballer messen konnten.

Sonst aber waren wir hier ganz unter uns. Das Ausflugshotel lag an einer damals nur ganz wenig befahrenen Landstraße, von Wald, Wiesen und ein paar Forellenteichen umgeben. Im Frieden hatte es Naturfreunden zur Erholung in der Sommerfrische gedient. Von der Zimmeraufteilung her geradezu ideal, um rund 30 Schüler, ein Lehrerehepaar, zwei Jugendführer und die Wirtschafterin mit zwei Helferinnen aufzunehmen. Die Schlafräume lagen im ersten Stock und wurde vom Haupteingang über die zentralgelegene Haupttreppe erreicht.

Am Ende des langen Flures befand sich eine weitere, alte,

überdachte Holzterappe, die direkt nach draußen führte und die sich nun nach unserem Einzug zusehends in ihre Einzelteile, sprich in ihre Stufen auflöste. Die Holzbohlen wurden von unseren abenteuersuchenden und bastelbegabten Kameraden zum Bau der dringend benötigten Flöße verwendet. Auf dem nahegelegenen Teich wurden mit ihnen atemberaubende Seeschlachten ausgetragen. Als kundiger Floßbauer und Schlachtenführer bewährte sich Kalli Dannenberg.

Ideal erwies sich auch der nahe am Haus vorbeifließende Bergbach. An seinen Gestaden wurden die unterschiedlichen Modelle selbstgebastelter Wassermühlen erprobt, und natürlich versuchten wir die leider viel zu selten auftauchenden Forellen mit der Hand zu fangen. Um nach dem nächsten Städtchen Herzberg waren einige Kilometer Fußmarsch zurückzulegen. Dorthin ging es zu besonderem Fachunterricht und am Sonntag, um etwas zu erleben. Wenn ich meine Mutter in ihrem dörflichen Asyl in Ürde besuchten wollt, mußte ich schon einige Stunden quer durch den Harzwald über Felder und Wiesen wandern. Diese Wanderung entlang der hochstehenden Kornfelder, vorbei an Bächen und durch schattige Haine blieb für mich eine bleibende Erinnerung und ließ mich die Erzählungen und Gedichte der deutschen Romantik von Josef Freiherr von Eichendorff bis Nikolaus Lenau erst verstehen. „Aus dem Leben eines Taugenichts“ zum Beispiel oder - bei Nachtwanderungen - das Lied vom Postillion:
„Lieblich war die Maiennacht, Silberwölklein flogen, ob der holden Frühlingspracht freudig hingezogen. Schlummernd lagen Wies' und Hain, Feld und Pfad verlassen, niemand als der Mondenschein wachte auf der Straßen. Leise nur das Lüftlein sprach, und es zog gelinder durch das stille Schlafgemach all' der Frühlingskinder. Rauher war mein Postillion, ließ die Geßel knallen, über Berg und Tal davon frisch sein Horn erschallen...“

Unsere Klassenlehrerin, auch für die Leitung des Lagers verantwortlich, war wieder die unvergessene, sehr engagierte Frau Steinmetz. Sie war mit ihren beiden Papageien in den ersten Stock zwischen die an einem langen Flur liegenden Schlafräume der Schüler gezogen. Inzwischen war auch ihr pensionierter Ehemann nachgekommen. Ein sehr

sympathischer, früherer Ingenieur der Kabelwerke, der sich nach längeren Aufenthalt in Spanien oder Lateinamerika spanisch gab, mit breitem Hut und Schnauzbart. Er hatte öfters mehr Verständnis für uns Jungen als seine Frau, die er bei gegebenen Anlaß in unserem Sinne beruhigte und erwiesenermaßen wiederholt zu milderem Urteil bewegte. Wegen seines Schnäuzers, einer von uns sogenannten Schnottenbremse, und seiner Hakennase nannten wir ihn durchaus im Sinne Karl Mays und mit Zuneigung „Trapper Geierschnabel“.

Marianne Steinmetz unterrichtete uns in Deutsch, Englisch, Latein und ich meine auch in Mathematik. Einige Fachlehrer für Geschichte Hinrich Hesse, für Erdkunde der Musiklehrer Krebs, und andere mußten zu ihren Unterrichtstagen von Osterode nach Aschenhütte anreisen. Bei gutem Wetter fand der Unterricht draußen im vormaligen Gartenrestaurant statt. Ich erinnere mich an das Reklameschild, das die Hauswand schmückte. „Forellen - frisch nach Art der Müllerin oder geräuchert“. Es war Krieg und von Forellen keine Spur, jedenfalls für uns unerreichbar. Seltsam - ich las immer einen Fehler. Für mich hießen sie „Florellen“. Viele Jahre später, lange nach dem Krieg machte ich Bekanntschaft mit dieser Delikatesse.

Die Küche wurde von einer noch sehr jungen, unverheirateten Frau namens Monecke bewirtschaftet, die mit ihrem kleinen, vielleicht dreijährigen Sohn auf dem gleichen Stockwerk ein Zimmer bewohnte. Ihr zur Seite stand ein junges hübsches russisches Mädchen. Frau M. hielt es mit dem Schlachter aus dem benachbarten Dorf, der das Lager mit Fleisch belieferte.

Der Skandal entwickelte sich an einer Spargelsuppe. Als sie gewissermaßen als kulinarischer Höhepunkt eines Sonntagsessens ausgegeben wurde, stellten wir fest, daß sie aus den holzigen Schälabfällen des Spargels gekocht war. Der geschälte, pure Spargel aber war, wie sich später herausstellte, von der Wirtschafterin an den Schlachter verschoben worden. Wir Jungen stocherten nun in der Spargelsuppe unlustig herum, und es war der kreative Hein, der herausgefunden hatte, daß die gekochte Spargelschale an der Zimmerdecke kleben blieb, wenn man sie mit Hilfe der Gabel dort hinauf katapultierte. Nun verder-

ben böse Beispiele gute Sitten. Es dauerte nicht lange, bis sich alle an diesem neuartigen Schießsport beteiligten. Der Zellstoff des Spargels hatte bald die Decke des Speisesaals überzogen.

Diese Aktion war der Ausdruck unseres Protestes gegen die immer schlechter werdende Lagerverpflegung. Auch die am morgen ausgegebene Milchsuppe, die von einigen in den Spint gestellt wurde, um sie zur heißen Sommerzeit abends als Dickmilch mit darüber gekrünneltem Brot und Zucker zu genießen, wollte nicht mehr steif werden. Frau Monecke hatte sie zu sehr mit Wasser verdünnt.

Hinter der Küche befand sich auf dem Hof ein Gemüsekel-
ler. In ihm waren in der warmen Jahreszeit die ungenutz-
ten Vorräte an Kohlköpfen, Rüben, Wurzeln, Gurken und
Kartoffeln zu einer fauligen Masse vergoren, die nur sehr
schwierig zu beseitigen war. Die Wirtschaftlerin ahnte zu
Recht, daß die Lagerleiterin diesen Unrat bei einer in
Kürze zu erwartenden Überprüfung als corpus delicti
gegen sie verwenden könnte. So warb sie die fünf kräftig-
sten und größten von uns mit der Aussicht auf leckere
Schinkenbrote zur Beseitigung dieses Mißstandes an. Wir
fielen natürlich angesichts der gespendeten Leckerbissen
glatt auf diesen Trick herein, weil wir den Plan der Leh-
rerin nicht kannten. Die Mißwirtschaft der jungen
Küchenchefin blieb für diesmal unentdeckt.

Ich habe noch eine andere, sehr persönliche Erinnerung an
die junge, einsame Frau, die an sommerlichen Tagen nur ein
leichtes Kleid aus Florentiner Seidentüll trug. Immer wenn
wir von einem Kurzurlaub zurückkamen, der in dringenden
Fällen auch zum Besuch der bombenbedrohten Heimatstadt
gewährt wurde, mußten wir die ungenutzten Brot-, Fleisch-,
und Fett-Marken wieder zur Anrechnung an die Wirtschaft-
lerin zurückgeben. Diese Marken waren lebenswichtig und
begleiteten uns auch auf den Reisen; denn ohne sie konnte
man die zugeteilten Lebensmittel nicht kaufen. Als ich meine
Marken zurückgeben wollte, lud mich die junge Dame
freundlich ein, ihr aufs Zimmer zu folgen. Sie half mir beim
Ausfüllen des erforderlichen Formulars. Ich empfand ihre
Nähe sehr angenehm. Sie bot mir auch einen grünen Likör an
und schloß die Zimmertür ab, damit wir nicht gestört wür-
den. Das muß sie etwas überhastet getan haben; denn kaum
hatte sie den Schlüssel gedreht, als „Trapper Geierschna-

bel“, der Ehemann unserer Lagerleiterin an die Tür klopfte. Auf sein dringliches Rufen, mußte sie wieder öffnen. Sie habe abgeschlossen, damit ihr kleiner Sohn, der zu unseren Füßen auf dem Teppich spielte, nicht unbeaufsichtigt in das Treppenhaus laufen konnte.

Eines nachts fielen entfernt ein paar Bomben. Die Fenster klirrten. Wir schreckten auf. Die Monecke schrie gellend durch Haus. Ihre Mutter war gestorben.

Vermutlich hat die Lehrerin gegen die Köchin Stimmung gemacht. Irgendwer kam auf die Idee, kleine Protestkarten mit sehr eindeutigen Parolen gegen die Wirtschafterin zu malen und sie an die Küchentür zu heften. Auf denen stand dann zu lesen:“Hau ab du alte...“und eine Ziege war dahinter gemalt. Es gab auch schlimmere Motive mit Pflaumen und anderen Symbolen. Die Verspottete sammelte die Karten ein und schickte sie an ihren Vater. Niemand ahnte, daß dies ein alter Parteigenosse war, mit dem goldenen Parteiabzeichen ausgezeichnet. Eines Sonntagmorgens fuhr er vor. Wir waren im Speisesaal versammelt. Wutschnaubend stieß er vor, bis an den Tisch der Lehrerin. In aller Schärfe verbat er sich das heimtückischen Komplott gegen seine Tochter und drohte seine Beziehungen zu nutzen, um die Sache vor ein Parteigericht zu bringen. Dann stob er von dannen. Als mit heimlicher Genugtuung, im Triumph und mit übertriebener Gestik Hein Weiberg die Tür aufriß, damit der Herr in seinem Zorn den Raum noch schnellerverlassen könne, hätte er sich ums Haar noch eine kräftige Ohrfeige eingehandelt. Aber Vater M. hatte sich schnell gefangen und in der Gewalt. Ob seine Tochter noch ausgetauscht wurde, ist mir entfallen. Bald darauf neigte sich unsere Lagerzeit ihrem Ende zu und wir kehrten nach Hannover zurück. Diesmal in den richtigen Bombenkrieg. Wir waren froh, diesem Lagerzwang entronnen zu sein, und doch blicken wir heute mit etwas Wehmut zurück.